

(Nachdruck verboten.)

23]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Kaum hatte Lorenz diese Worte gesprochen, schämte er sich ihrer. Es kam ihm erst zum Bewußtsein, daß er von diesem Augenblick seine Frau als Gegnerin in dieser Sache behandle, und Gegnerin war Parteigängerin. Er fühlte die Maschen eines unsichtbaren, verderblichen Netzes, die sich um ihn legten.

Burgl beruhigte diese Neußerung durchaus nicht. Sie kannte ihren Mann zu gut, als daß sie glauben konnte, er würde je die einmal angenommene Fährte verlassen.

Die einzige Hilfe war, Lenz zu verständigen. Der durchtriebene Mensch wird sich schon herauszulegen. Aber abgesehen von der Schwierigkeit, diesen Plan durchzuführen, schreckte sie vor jeder neuen Annäherung zurück, welche sie immer tiefer in eine Schuld verwickeln mußte, deren Konsequenzen sie fürchtete.

Offen alles gestehen? Ja, wenn sie das Geld dem Lenz geliehen hätte, sofort! Aber das wird er nimmer glauben, die Wahrheit wird ihn in Wut versetzen, und sie hatte das Schlimmste zu fürchten. Und dann die Umstände, unter denen die That vollbracht war, der räuberische Einbruch in Gemeinschaft eines Menschen wie der Lenz! Sie ekelte sich selbst davor.

Lorenz hatte unerwartetes Glück. Resl trieb in aller Frühe die Kühe auf die noch mägere Heimweide oberhalb des Hofes, er beobachtete sie vom Stalle aus.

So richtete er sich, wie fast täglich, zum Vergang zu den Holzarbeitern. Resl erschrak zu Tode, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, der Achenbacher vor ihr stand. Er hatte sich wie auf ein Wild angebirschet, um sie nicht zu verschrecken.

„Wo bist denn herkomma so spät, gestern abend?“ fragte Lorenz in möglichst gutmütigem Tone.

Doch Resl ließ sich nicht täuschen, diese Augen drangen in ihr Innerstes. Der Bauer mußte alles. Jetzt galt's, wenn ihr auch die Kniee zitterten. Sie fandte rasch ein Stoßgebet zur Gnadenmutter, das half wunderbar.

„Von der Herleskunt!“ erwiderte sie mit zitternder Stimme.

Doch seine Stirne runzelte sich nicht, sein Auge blickte nichts weniger als zornig. Doch machte er eine gefährliche Pause.

Viel besser war es, alles offen zu gestehen, was der Fürchterliche doch schon wußte, vielleicht selbst mit angesehen hatte. Vielleicht milderte das den Ausbruch seines Zornes, vor dem sie im Innern zitterte.

„I will ja nix leugnen,“ begann sie zaghaft, „wenn's scho so a große Sünd is. Ja, wir hab'n uns troff'n, i und der Flori —“

Noch immer faltete sich die Stirne des Achenbachers nicht. Das war noch unheimlicher, wie wenn sich kein Blatt mehr rührt vor einem starken Gewitter, und doch drängte sie es jetzt, alles zu bekennen.

„In der Kapell'n vor der Gnadenmutter, und da hab'n wir bet' mit einand' — und —“ Thränen traten in die großen blauen Augen, und unter dem blauen Jackett zitterte die zarte Brust. „Aber so sag do was, Achenbacher, schimpf mi aus, schlag mi, nur red'n thua.“

Resl brach in Thränen aus.

Lorenz sah ganz sonderbar drein, gar nicht so wild und zornig. Ein ungewohntes Lächeln, das den harten Zügen einen ganz fremdartigen Ausdruck gab, bewegte seinen Mund. Resl blickte ganz verwirrt hinter dem Thränen Schleier hervor auf ihn. Das war ihr ein unfassbarer Anblick, und plötzlich kam's über sie wie die Ahnung eines erhabenen Wunders, dessen Erfüllung sie gestern von der Himmelskönigin erfleht hatte.

Sie sah wieder das milde, göttliche Lächeln, die sanften, auf sie herab sich senkenden Hände, den Purpurglanz, die silbernen Wölkchen mit den jubelnden Engeln. Ein hoher

Mut, eine frohe Zuversicht zog in das junge, liebeerfüllte Herz ein, und die zaghaften Lippen lösten sich, wie von überirdischen Händen berührt.

„Und g'sagt hab'n wir uns, daß wir uns liab hab'n über all's auf der Welt, von ganzem Herzen, von ganzer Seel, und d' Händ' haben wir ininander g'legt und g'schwor'n hab'n ma's vor 'n Altar, daß wir nimma von einander lass'n woll'n, und die hohe Gnadenmutter hat uns so liebeich ang'lacht und alle Engel hab'n g'unga vor Freud über so a glücklich's Menschenpaar, das nix im Herz'n tragt als Liab und Treu und a fromme Andacht!“

Das klang wie eine Jubelhymne eines befreiten, zu himmelsreiner Liebesblüte entfaltenen Herzens in den klaren Frühlingsmorgen hinaus, und die Wellen ihrer schwellenden Töne schlugen mächtig an Lorenz' hartes Herz.

Das arme Resl wuchs vor seinen Augen zu erdrückender Größe, vor der er, der trotzige Stolze, sich klein und schwach fühlte.

„So, jetzt weißt' all's, Achenbacher,“ vollendete Resl, die Hand auf das erleichterte Herz gepreßt. „Jetzt sag Dein' Spruch, wenn i mi ihm a pet unterwerfen kann, ehr'n werd' i 'n alleweil.“

Lorenz streckte ihr die Hand entgegen. Zuerst starrte sie sprachlos darauf hin, dann ergriff sie dieselbe plötzlich mit Wärme.

„Wär's wirkli mögli, daß D' vergess'n könnst, wer i bin?“

Diese Worte erinnerten Lorenz erst wieder, zu welchem Zweck er Resl aufgesucht. Derselbe trat im Gegensatz zu dem, was er eben gehört und selbst empfunden, noch düsterer vor ihn hin. Jetzt zeigten sich endlich die gefürchteten Falten, und die Stimme hatte wieder einen metallenen Ton.

„Was mögli is oder net mögli, darüber red'n wir wohl a andersmal! Aber die Ehrlichkeit und die Offenheit g'fallt ma, obwohl i so viel gar net hab' wiss'n woll'n. Grad a Kleinigkeit, an die Du vielleicht gar nimma denkst, lieget a gar nix dran, grad weil's D' mi so erschreckt hast damit —“

Resl blickte verdutzt. „I Euch erschreckt?“ Sie mußte lachen. „A Madel den Achenbacher? Da bin i do selb'r neugierig.“

Lorenz beugte sich auf seinen Bergstoß vornüber, so daß seine Augen dicht vor ihrem Gesicht waren.

„No, mit dem G'schrei halt, gestern abend!“ sagte er, keine Muskel des Gesichts verziehend.

„Mein G'schrei? Gestern abend?“

Resl dachte nach.

„Im Obstgarten, um a achte — beim Jaun!“

Resl zuckte zusammen, sie erinnerte sich. Tiefe Röte zog den weißen Hals herauf bis unter die Stirn, und diese reine Stirn zog sich in Falten.

„A was, a Dummheit halt, erschreckt hat mi wer.“

„Wer?“

Lorenz' Augen waren jetzt mit strengem Ausdruck auf sie gerichtet, und er umklammerte mit der Faust den Bergstoß, daß jede Ader anschwellte.

Sie hatte die Augen gesenkt, die Scham stieg in ihr auf bei der Erinnerung an den Vorgang, sonst wäre sie wohl jetzt schon mißtrauisch geworden.

„No, der Lenz halt!“ sagte sie, völlig harmlos.

„Der Lenz!“

Es lag etwas so Bedeutungsvolles, Drohendes in dem Tonfall, daß sie erschreckt in das völlig veränderte Antlitz Achenbachers aufblickte. Die Bartspitzen sträubten sich förmlich aufwärts. Die starken Augenbrauen waren zusammengezogen und beschatteten den stehenden Blick, die gesunde braune Farbe war einer gelben, lehmigen gewichen.

Doch auch er merkte, daß er sich verraten, und noch wußte er nicht genug. So gab er sich alle Mühe, Miene und Sprache zu beherrschen.

„Wie kann denn der Lenz Di so erschreck'n? Dein alter Freund?“ sagte er in möglichst leichtem Ton.

Resl erschien noch mehr verlegen. Das bestärkte nur Lorenz in seinem Verdachte. Nur eines schien ihm unglücklich, daß dieses Mädchen Mitwisserin des Verbrechens war, und wenn nicht, warum erröte sie, warum war sie so verwirrt?

„Wia er halt is! Ihr kennt's n' ja. Wir san halt grad z'amm'g'rumpelt, Nacht war's a — da hab' i aufg'schriean, freili dumm! Aber mei —“

„Ja, ja, da kam ma scho derschreda. Das versteh' i wohl,“ entgegnete der Achenbacher. „Da muaz er's ja hübsch eili g'habt hab'n, der Lenz — bei dem z'amm'rumpeln. Woher is er denn komma?“

Lorenz stocherte bei der letzten Frage mit dem Bergstod im Boden und senkte seinen Blick zur Erde.

Die Antwort blieb lange aus.

Kesl dachte an die sonderbaren Gedanken, die sie sich gestern selbst darüber gemacht.

„Sa, das — das weiß i net,“ sagte sie zögernd.

„Das weißt Du net?“

Lorenz erhob jäh das Haupt, sein Auge ruhte stechend auf ihr.

„Im Gart'n wird er halt g'we'n sein.“

„Im Gart'n, bei der Finstern? Und z'amm'rumpeln? Da muaz mer wo her komma — und er is wo her komma. Von mir is er komma, leugn' nur net!“

Er packte Kesl rauh am Arme, ganz aus seiner Rolle fallend.

Kesl fühlte das drohende Unheil, das von ihrer Antwort abhing, so wenig sie sich auch einen Begriff davon machen konnte.

Lenz war auf unredlichen Wegen gestern, und wenn in diesem Augenblick der Austritt mit ihm lebhaft vor ihre Seele trat, der sie gestern so empörte, so erinnerte sie sich auch seiner glühenden Worte, um deretwillen kein Weib einen Mann ver-rät, und wenn er auch der größte Verbrecher und ihr noch so verhaßt wäre.

„Laf mi! Ich weiß amal net,“ sagte sie standhaft, sich selbst einredend, daß sie sich getäuscht haben könne.

„Weil Du seine Mitschuldige bist, Dirn elende! Weil Du pass' hast müass'n, ob niemand kommt, der den Dieb über-raschen könnt!“ schrie jetzt Lorenz in fesselloser Wut, Kesl von sich stoßend, die starr vor Entsetzen mit offenem Munde nach ihm blickte. „Aber wart's nur!“ Lorenz hob drohend die Faust. „Das ganze Rauberneft heb' i aus. Jetzt is am Rand mit Euch Lehner!“

Schnaubend vor Wut über den unerwarteten Widerstand des Mädchens entfernte er sich, dasselbe in trostloser Ratlosigkeit zurücklassend.

Er schlug den Weg nach Seehamm ein. Jetzt gab es für ihn kein Bedenken mehr. Zuerst lief er, allmählich wurde aber sein Schritt ruhiger.

Seine verdammte Hitze hatte ihm wieder einmal alles verdorben, das Mädel wäre ihm ja wunderschön ins Garn gegangen.

Die Kesl die Mitschuldige!

Er glaubte ja selber nicht daran, und jetzt hat er das ganze Haus rebellisch gemacht, und der Lenz konnte sich schon vorbereiten.

„Er ist's! Kein Zweifel. Die Zeit, der Platz, alles stimmt!“

Die Burgl hat auch gleich dran dacht, wenn sie's nacha a widerrufen hat, das hat andre Gründ. Aber wia is denn die Burgl drauf komma? Sie hat ja von der Begegnung im Garten, von dem Schrei no gar nix g'wußt? Wenn —

Er blieb mitten im Wege stehen. Derselbe quälende Gedanke kam ihm wieder wie gestern abend, als er auf der Truhe saß und nachsann. Er machte eine energische Bewegung mit dem Stode.

„Schon desweg'n muaz Klarheit werd'n, sonst kriag i den Wurm net los.“

Nun schritt er zielbewußt, ohne Aufenthalt der Gendarmstation zu. Vor dem Hause mit dem Wappenschild zögerte er noch einen Augenblick, dann trat er ein, seine Anzeige zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pfeffer und Salz.

Von Paul Bonhomme.

I.

Als Bureauchef eines Ministeriums bezog Herr Sophène Picard ein Gehalt, mit dem er seine Bedürfnisse vollaus befriedigen konnte. Doch er war in Selbangelegenheiten ein äußerst strenger Herr und verwaltete sein persönliches Budget mit unerschütterlicher Festigkeit.

Er verlangte nicht nur, daß seine Frau ohne Dienstmädchen auskam, sondern konnte auch sehr böse werden, wenn sie am 26. oder 27. des Monats von neuem an seine Börse appellierte. Er gab ihr zu Anfang des Monats 200 Frank Wirtschaftsgeld, und es war Frau Picards Sache, sich einzurichten und das Geld auf die einzelnen Tage zu verteilen.

Leider hatte Herr Picard, dieser strenge und besonnene Rechenmeister, auch eine sehr unangenehme Gewohnheit; er lud nämlich beständig Fremde zum Mittagessen ein, und da er an diesen Tagen ebensowenig wie an allen andern Zuschüsse gewährte, so kam man sich denken, mit welchen Schwierigkeiten die Hausfrau zu kämpfen hatte. Dazu kam noch, daß Herr Picard in einen fürchterlichen Zorn geraten wäre, wenn er erfahren hätte, seine Frau habe Schulden gemacht oder Waren auf Kredit entnommen.

Die arme junge Frau durchlebte oft traurige Stunden und dachte kaum daran, die Modemagazinagazine zu besuchen. Die geringste Verschwendung hätte sie in einen Abgrund von Angst und Sorge gestürzt.

Doch trotz ihrer Berechnungen und Bemühungen kam es manchmal vor, daß sie gegen Schluß des Monats mit ihrem Geld zu Ende war. Als sie das erste Mal in diese Lage gekommen war, hatte sie sich heimlich an ihre Tante gewandt, eine gute, alte Dame, die mit irdischen Gütern gesegnet war und in einem Flecken in der Normandie hauste, wo sie ein Häuschen mit Garten und Hühnerhof besaß. Solche „Brandbriefe“ waren dann nach und nach etwas ganz Selbstverständliches geworden.

Die gute Tante, die stets die Partei der jungen Frau nahm, ließ sie auch nie vergeblich bitten. Sobald sie den bewußten Brief bekam, nahm sie ihr Schlüsselbund, öffnete die schwere Schublade ihres Sekretärs und holte einen blauen Schein heraus. Die Schwierigkeit bestand nur darin, das Geld an die Adressatin gelangen zu lassen. Eine Postanweisung sowohl wie eingeschriebener Brief hätten vor Herrn Picard kaum unbemerkt bleiben können. Nach langem Nachdenken war die freigebige Tante auf einen sehr sinnreichen Gedanken gekommen. Sie ließ eine jener schönen normannischen Hemmen, die dick und fleischig wie Puten sind, schlachten, rupfen und ausnehmen. Dann steckte sie in die Bauchhöhle die vorher in ein Stück dickes graues Papier gewickelte Banknote, die ein großes Stück Butter vor indiscreten Blicken verbergte.

Gleichzeitig mit der Henne kam immer ein erklärender Brief, und da Absenderin und Empfängerin sich im voraus über die Abfassung der betreffenden Stelle geeinigt hatten, so konnte Herr Picard der Öffnung des Briefes ruhig beizohnen. Um ihrer Richte anzudeuten, daß sie im Innern des Tieres einen guten Kern finden würde, schrieb die Tante nämlich: „Die Henne ist schon bratfertig zugerichtet, ich habe ein Stück Butter mit Pfeffer und Salz hineingesiedet.“

Frau Picard wickelte das Huhn dann vor ihrem Manne aus und ließ ihn das prächtige Stück Geflügel bewundern. Sobald er den Rücken gedreht hätte, holte sie aus dem sicheren Versteck nach-einander die Butter und das Papier heraus, das sie in freudiger Erregung entfaltete.

II.

Jüngst hatte Frau Picard den unglücklichen Gedanken gehabt, den „streng reellen Ausverkauf“ eines Modemagazins zu benutzen, und die dort gemachten Einkäufe hatten eine starke Bresche in ihre Börse gelegt. Sie sah also kein andres Mittel sich aus der Affaire zu ziehen, als die gute Tante um die Sendung einer Henne mit Pfeffer und Salz zu bitten.

Herr Picard hatte nicht nur in der ersten Hälfte des Monats mehrere Freunde zum Diner geladen, er hatte auch noch am 20. seinen Geburtstag, den er mit mehreren Bekannten festlich zu begehen gedachte. Das Menu sollte aus Austern, einer kalten Henne, Gänseleberpasteie, Torten und Eis bestehen, und Herr Picard hatte in erstem Tone gesagt: „Wir sind erst im zweiten Drittel des Monats, ich hoffe, Du hast noch Geld genug übrig.“

Die junge Frau war in tausend Kengsten, und die Henne aus der Provinz war diesmal nötiger als jemals.

Kaum war Herr Picard nach dem Bureau gegangen, so schrieb sie an die Tante in der Normandie. Es war die höchste Zeit, und die lebenswürdige alte Dame mußte sehr pünktlich sein, wenn die Rettung nicht zu spät kommen sollte.

Sobald die Tante den Brief, der diesmal ausnahmsweise dringend gehalten war, erhalten hatte, ging sie in den Hühnerhof, suchte die schönste Henne heraus, ließ sie schlachten, entnahm ihrem Sekretär zwei schöne Banknoten, wickelte den Schatz in Papier und bohrte ihn mit der Scheere so tief wie möglich in das Versteck, dessen Eingang sie mit einem riesigen Stück Butter verstopfte, das sie tüchtig mit Pfeffer und Salz bestreute. Dann machte sie das Paket selbst fertig und brachte es zur Post.

III.

So sehr sie sich auch beeilt hatte, die Henne kam am Bestimmungsort doch erst wenige Stunden vor dem Diner an, und unglücklicherweise gab der Postbeamte das Paket in demselben Augenblick ab, als Herr Picard aus seinem Bureau nach Hause kam.

Er nahm das Paket selbst in Empfang und sagte: „Germaine, Deine Tante verwöhnt uns; ich möchte wetten, es ist wieder eine Henne.“

Frau Picard spielte die Ueberraschte. „Na eben!“ rief sie, „die Tante ist zu gütig.“ Gleichzeitig nahm sie das Paket und eilte auf-

geregt nach der Küche. Sie hatte nämlich keinen Brief erhalten und wollte wissen, in welchem Maße ihr die Tante ihre Freigebigkeit bewies.

Doch Herr Picard folgte ihr, und als er sah, daß sie die Schnur mit der Schere zerschneiden wollte, rief er: „Laß doch, warum denn so hastig? Der Bindfaden ist doch noch zu benutzen. Sieh mal her!“

Frau Picard sagte aufgeregt: „Aber Männchen, das kann ich doch ebenso gut!“

Aber Herr Picard nahm ihr das Palet aus der Hand und wickelte es mit größter Ruhe aus; endlich löste sich aus der Hülle eine prächtige Henne mit feinsten Keulen, deren Anblick ihn in Entzücken versetzte.

„Ein schönes Tier!“ lobte er, „hübsch fett, sieh sie nur ein mal an!“

„Ja, allerdings, ein prächtiges Vieh,“ versetzte seine Frau nervös.

„Wie wär's, wenn wir sie zum Sonntag fertig machten?“ sagte der Bureauchef.

„Zum Sonntag?“ wiederholte die junge Frau, „und Dein Geburtstagsdiner heute?“

„Mein Geburtstagsdiner?“ rief er in vorwurfsvollem Tone und nahm seinen Kneifer ab, „ja, hast Du denn die Henne noch nicht gekauft?“

„Nein, ich hatte keine Zeit, und dann hoffte ich auch . . .“

„Aber diese hier wird doch nicht mehr gar!“

„Oh doch, ich versichere Dich, wenn man sie sofort aufsetzt . . .“

„Aber, und Du glaubst, sie wird auch noch zur richtigen Zeit kaff werden?“

„Aber gewiß, Männchen, gewiß. Während Du Dich ausziehst, setze ich die Bratpfanne auf. . . Uebrigens sieh nur, sie ist schon fix und fertig.“

„Dann ist kein Augenblick zu verlieren,“ sagte Herr Picard und ging in den Korridor, um seinen Rock auszuziehen.

Als er wieder in die Küche kam und bemerkte, wie seine Frau die Henne eifrig sondierte, rief er erstaunt:

„Was machst Du denn da? Du riechst wohl, ob sie frisch ist?“

„Nein . . . das heißt, ja . . . aus Vorsicht,“ stammelte die junge Frau, die ihren Mann zu allen Teufeln wünschte.

Herr Picard verlor sich in Erklärungen.

„Aber Kind, sei doch vernünftig, wie kannst Du denn glauben, daß eine gestern geschlachtete Henne nicht frisch sein soll? . . . Wenn es heiß wäre, wollte ich nichts sagen, aber jetzt, um diese Zeit, ganz ausgeschloffen. . .“

Dabei heroch er sie ebenfalls, zur großen Verzweiflung seiner Frau, die atemlos dabei stand und jeden Augenblick fürchtete, er könne das Versick erdeden.

„Na, nimm doch die Bratpfanne herunter!“ sagte er ungeduldig, „worauf wartest Du denn?“

Frau Picard stieg auf einen Stuhl und holte den Apparat herunter. Doch diese Schweitropfen perlten auf ihrer Stirn. Die Situation war schrecklich; denn es war ihr doch unmöglich, die Henne im Beisein ihres Mannes an den Spieß zu stecken. Wenn die Tante in den Körper des Tieres eine Banknote hineinpraktiziert hatte, so konnte das Eisen ein unheilbares Unglück anrichten, und deshalb bat sie von neuem:

„Um Gotteswillen, Männchen, kümmere Dich doch darum nicht, ich werde das schon allein besorgen.“

Doch Herr Picard schien heute um jeden Preis in der Küche bleiben zu wollen.

„Na, störe ich Dich vielleicht?“ schrie er plötzlich ärgerlich.

„O nein, durchaus nicht, aber . . .“

„Na, das ist doch ein bißchen stark“, polterte er, „fortwährend beklagst Du Dich, Du hättest zuviel zu thun, und wenn ich Dir helfen will, dann ist es Dir auch nicht recht. . .“

„Aber gewiß, gewiß. . .“

„Aber also, dann gib mir mal den Bratspieß her.“

Frau Picard fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Wie, Du . . . Du wolltest?“

Ihr Mann sah sie verdußt an und wettete:

„Na, Du bist wirklich gut; was ist denn dabei so komisches, daß ich die Henne braten will?“

„Gar nichts, Männchen, gar nichts“, murmelte sie tonlos.

Ohne ein Wort zu erwidern, ergriff Herr Picard den Bratspieß und durchbohrte die Henne. Seine Frau sah alles um sich her verschimmeln. Was sollte nur werden, wenn die Henne mit einer Banknote im Leibe zu braten anfing? Das Geld war dann rettungslos verloren. Doch ohne von der drohenden Katastrophe auch nur das geringste zu ahnen, hatte er den Braten bereits in den Apparat gelegt und verließ die Küche erst, als ein helles Feuer an den Flanken des Tieres emporleckte.

IV.

Als Frau Picard allein war, fiel sie kraftlos auf einen Stuhl und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Sie hatte kaum Zeit, sich die Stirn zu trocknen, als es heftig an der Entreehür klingelte.

Herr Picard öffnete, es war der Briefträger, der einen Brief für seine Frau brachte.

„Germaine,“ sagte er, nachdem er das Couvert betrachtet, „ein Brief von Deiner Tante.“

„So, von meiner Tante?“ versetzte die junge Frau und schloß schnell die Thür der Küche, um ihn nicht sehen zu lassen, daß sie das Gas des Bratapparates wieder ausgedreht hatte. Mit fieberhafter Hand riß sie den Brief auf, während der Mann neugierig neben ihr stehen blieb.

„Na, was steht denn drin?“ rief er ungeduldig.

Germaine las den Brief vor, und als sie an die Stelle kam:

„Die Henne ist vollständig fix und fertig. Du brauchst sie nur an den Spieß zu stecken; ich habe Butter hinzugegeben und sie sogar zwei mal gepfeffert und gesalzen,“ da brach sie unwillkürlich in die Worte aus: „Ach, die liebe, gute Tante!“

Herr Picard sah seine Frau verwundert an; sie hatte offenbar etwas. Daß sie sich freute, eine Henne aus der Normandie zu bekommen, konnte er schließlich begreifen, aber daß die Thatsache, die Henne sei zweimal gepfeffert und gesalzen, eine solche Begeisterung bei ihr hervorrief, das ging über sein Fassungsvermögen.

Endlich ging er in sein Zimmer, Germaine aber schloß sich in der Küche ein, nahm schnell die Henne vom Spieß und sand in ihrem Innern die beiden in dem Briefe abfixierten 100 Francscheine.

Der Spieß hatte sie glücklicherweise nicht getroffen.

Schnell steckte sie das Geld in die Tasche und machte sich, noch immer vor Aufregung zitternd, daran, den Braten wieder aufzujehen. Sie war noch damit beschäftigt, als Herr Picard von neuem in der Küchentür erschien.

„Na, das ist doch aber stark, was machst Du denn da?“ Du hast sie ja wieder vom Feuer genommen?“

„Aber, nicht doch, Männen, nicht doch . . .“

„Na, rede mir doch nichts vor!“

„Das heißt, die Henne . . . die Henne war auf der einen Seite zu schwer, der Spieß drehte sich nicht.“

„Na, dem wollen wir gleich abhelfen, das wäre ja noch schöner; ich werde doch mit einer lumpigen Henne fertig werden,“ brüllte der Mann und durchbohrte das Tier.

Aber jetzt hatte Madame Picard nichts mehr dagegen, sie ließ ihren Mann sogar allein in der Küche, zog sich ins Nebenzimmer zurück und erholte sich von der schrecklichen Aufregung, die sie durchgemacht hatte.

Am nächsten Tage schrieb sie der Tante und berichtete ihr das Abenteuer in allen seinen Phasen.

Briefe und Palete ließ sie sich aber von da ab nur noch postlagernd schicken. —

Kleines feuilleton.

k. „Automatisches Wandern“. Ueber einen psychologisch merkwürdigen Fall von „automatischem Wandern“, das fünf Tage währte, berichtet Dr. W. S. Colman, Assistenzarzt am Londoner St. Thomas-Krankenhaus, in „The Lancet“. Der Patient war ein Telephonwärtler im Alter von 37 Jahren. Er war mager, schien aber nicht völlig gesund zu sein. Sein Vater starb an „Gehirnverweichung“; die genaue Natur der Krankheit konnte nicht festgestellt werden, aber er war nie im Irrenhause gewesen. In der Familie waren mehrere Epileptiker. Der Patient hat viele kürzere und zwei längere Anfälle von „automatischem Wandern“ gehabt. Der erstere längere Anfall ereignete sich im November 1900. Er verließ sein Haus in Wood Green, um zur Arbeit zu gehen, kam aber nicht an seinem Bestimmungsort an. Er erinnert sich daran, gefrühstückt zu haben und fortgegangen zu sein; aber danach ist in seinem Gedächtnis eine Lücke, und zwar bis zum folgenden Nachmittage (30 Stunden später), wo er plötzlich „aufwachte“. Er sagt selbst, er fühlte sich „halb erschreckt“, als wenn er aus einem gestörten Schlaf erwachte, und er fand, daß er ohne zu wissen, wieso, in Hampstead war. Beim Zählen seines Geldes merkte er, daß er zwei Schilling ausgegeben hatte, und da er nicht hungrig war, hatte er sich wahrscheinlich selbst Nahrung gekauft. Er fühlte sich nicht besonders krank und konnte am nächsten Morgen wieder zur Arbeit gehen. Nach diesem Anfall hatte er in Zwischenräumen von einigen Wochen leichte Anfälle, die kamen, als er auf der Straße war. Er fand dann plötzlich, daß er „sich verloren“ hatte und an einer ganz andren Stelle als an der zuletzt erinnerten war. Er konnte nach der Richtung leicht berechnen, wie lange die Anfälle gedauert hatten. Gewöhnlich dauerten sie nicht länger als wenige Minuten, nur einmal konnte die Bewußtlosigkeit eine halbe Stunde gedauert haben. Die Anfälle kamen nie, wenn er bei Besichtigung der Telephondrähte auf der Leiter stand, sondern nur beim Gehen auf der Straße.

Der zweite längere Anfall im Januar 1903 dauerte 5 1/2 Tage. Er wohnte damals in der Nähe von Kings-croft. An einem Montag, morgens um 6 3/4 Uhr, verließ er sein Haus, um in Wardour-Street an die Arbeit zu gehen. Er erinnert sich, daß die Uhr am Euston-Hotel 6 Uhr 50 Min. zeigte, als er vorüberging. Dann erinnert er sich an nichts mehr. Auf seiner Werkstätte kam er nicht an, und keiner seiner Freunde hat ihn gesehen. Am Sonnabend in derselben Woche „wachte“ er um 4 Uhr nachmittags plötzlich auf und fand sich zu seiner Verfürgung in einer fremden Stadt. Er befragte einen Polizisten und erfuhr, daß er sich in Leighton Buzzard befand, wo er nie zuvor gewesen war. Er hatte heftige Stopfschmerzen, die Haden seiner Stiefel waren abgetreten, und seine

Fußsohlen waren ganz mit Blasen bedeckt. Die Kleider waren schmutzig, als wenn er am Wege geschlafen hätte. Er war nicht besonders hungrig und hatte mehrere Schillinge ausgegeben, wahrscheinlich für Nahrung; aber es war ihm noch genug Geld übrig geblieben, um mit der Eisenbahn zurück zu fahren. Wie er jene fünf Tage zugebracht hat, daran hat er keine Erinnerung, nur eine dunkle Idee verbindet sich mit „Watford“; aber er erinnert sich nicht, es besucht zu haben. Da es direkt auf dem Wege liegt, hat er es wahrscheinlich besucht. Ich sah ihn mehrere Tage nach dem Anfall, konnte bestätigen, daß er Blasen an den Füßen hatte, fand aber bei der Untersuchung keine Spuren einer organischen Krankheit des Nervensystems. Er litt nur beim Gehen gelegentlich daran, daß er „einen bräunlichen Nebel“ vor seinen Augen sah.“ —

— „Kaviar fürs Volk“. Die Nahrungsmittel-Kontrolle des Hamburger hygienischen Instituts hatte sich laut ihrem soeben erschienenen Bericht für die Jahre 1900 bis 1902 vielfach mit der Untersuchung von Kaviarproben zu befassen. Wie in diesem Bericht mitgeteilt wird, wurde über die Zubereitung des Elblabars in den Hamburger Fischräuchereien folgendes ermittelt: Möglichst bald nach dem Schlachten der Störe findet die Trennung der Fischleber von den sie umschließenden Häuten statt, und zwar erfolgt dies durch Zerreiben mit einem eisernen grobmäsigen Sechsmillimeter-Sieb, wobei die Häute im Sieb zurückbleiben, während die Eier hindurchfallen. Letztere werden auf einem engmaschigen Saarfisch gesammelt und sofort gesalzen. Der Salzzusatz beträgt 0,5 Kilogramm Kochsalz auf 4,0—5,0 Kilogramm enthäuteten Roggen. In einer Probe „frischer Störrogen mit Häuten“ befanden sich einzelne weiße Eier von circa 3 Millimeter Durchmesser, die wesentlich größer waren als die übrigen schwarzgrauen Eier. Bei der Kaviarbereitung werden diese weißen Eier nicht entfernt. Von den Händlern wurde diese Ware als „Kaviar mit Graupen“ bezeichnet. Eine normale Dorfskaviar-Probe stellte eine breiartige, schwach orangerötliche Masse dar, die einen an Heringslake erinnernden Geruch und Geschmack besaß. Die einzelnen Körner zeigten einen Durchmesser von circa 1/2 Millimeter. Eine andre Dorfskaviar-Probe wurde unter dem hoch klingenden Namen „Kaviar Marke Trollhättan“ besonders nach ländlichen Bezirken in Süddeutschland flott vertrieben. Dieses Produkt bildete eine schmierige, lohlschwarze, schwach nach Heringslake schmeckende und riechende Masse, in der etwas heller erscheinende Fischleber von ca. 1/2 Millimeter Durchmesser eingebettet waren. Beim Aufstreichen des „Kaviars“ auf Brot blieb darauf eine stark färbende Masse sitzen, während die einzelnen Fischleber beim Rollen über die Unterlage eine fast reine weiße Farbe annehmen. Auch die weitere Untersuchung ergab, daß es sich lediglich um einen Dorfskaviar handelte, dem man durch Zusatz von Veinschwarz die Farbe des echten Kaviars gegeben hatte. —

Geologisches.

— Zoologische sowohl wie botanische Beobachtungen lassen darauf schließen, daß das Klima Norwegens während eines gewissen Zeitraums nach der Eiszeit nicht unerheblich wärmer gewesen ist als jetzt. Der Unterschied der jährlichen Mitteltemperatur muß etwa 2 Grad Celsius betragen haben. Am auffallendsten wird diese Verschlechterung des Klimas durch das häufige Vorkommen alter Kiefernstämme in den Gebirgsmooren hoch über der jetzigen Kieferngrenze bezeugt. Der Kiefernwald muß früher um 350 bis 400 Meter höher hinaufgegangen sein als jetzt. Daß damals auch die Schneelinie höher gelegen haben muß, ist einleuchtend. Nach einer im „Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie“ veröffentlichten Untersuchung von J. Nestad muß zu jener warmen Zeit in den drei größeren Gletschergebieten des südlichen Norwegens, Jostedalbrå, Folgefonna und Hardangerjøfåel, aller Schnee und alles Eis verschwunden gewesen sein. Im südlichen Norwegen überragten damals nur einige der höheren Gipfel der Jotunfjelde, Snehåttan auf Dovre und vielleicht auch ein paar der höchsten Gipfel der Norddane die Scheidengrenze. In diesen Gebirgsgegenden giebt es auch jetzt nur kleine Gletscher, und denken wir uns die Schneelinie 350 bis 400 Meter höher, so sehen wir ein, daß die Gletscher der wärmeren Zeit nur ganz unbedeutend gewesen sein können; wahrscheinlich gab es damals in diesen Gegenden nur vereinzelte Schneehaufen, keine wirklichen Gletscher. In den centralen und höchsten Teilen des südlichen Norwegens lag in jener Zeit die Schneegrenze bei etwa 2000 Meter, und nur die wenigen Gebirgsgipfel, die diese Höhe überragen, konnten Schnee- und Eisfelder haben. Vom nördlichen Norwegen hat man keine Beobachtungen, wie hoch die Kiefer während dieses milden Zeitraums ging. Aber eine Hebung der Schneegrenze um 400 Meter würde nicht ausreichen, um das Verschwinden des Svartisen, des größten Gletschergebietes im nördlichen Norwegen, hervorzurufen. Denn die jetzige Höhe der Schneelinie in dieser Gegend ist ungefähr 1000 Meter und Svartisen erhebt sich bis zu 1600 Meter. Doch waren gewiß auch hier die Gletscher damals sehr eingeschrumpft und ganz unbedeutend im Vergleich mit den jetzigen. —

Technisches.

— Die Erhaltung einer alten gesprungenen Glocke beschreibt F. Wolff in der „Denkmalspflege“ an folgendem Fall: Die Aufgabe, eine gesprungene Glocke so wieder herzustellen,

daß sie ihre Form, ihren Schmutz und ihren Klang behält, ist in jüngster durch den Glockengießer Durand-Chambon gelöst worden. Ein derartiges Verfahren ist im Elsaß zum erstenmal angewendet. Die St. Ulrichsglocke in der Kirche in Zellenberg im Oberelsaß stammt aus dem Jahre 1410, der Klöppel aus dem Jahre 1596; sie trägt am Halse eine vier Centimeter breite Inschrift in gotischen Majuskeln: ICH * LUTE * SER * ZU S. VOLRICH * UND * S. AGATEN * ERE * MCCCCX. † und ist mit vier kleinen Reliefs geschmückt, die die Symbole der vier Evangelisten darstellen. Die Glocke hat eine Höhe von 1,28 Meter, einen Durchmesser von 1,17 Meter und ein Gewicht von 1122 Kilogramm; die Wandung ist 9,5 Centimeter stark, und der Ton der Glocke ist k, aber infolge des Risses unrein. Der Riß soll schon seit 30 Jahren bestehen, ist 38 Centimeter lang und läuft in senkrechter Richtung bis zum Rande aus. Nach Aufnahme einer photographischen Ansicht des Risses und Feststellung des Tones wurde die Glocke in einen in der Nähe befindlichen Schuppen gebracht. Der Riß wurde gereinigt und durch Ausbohren vergrößert. In umgekehrter Lage, mit der Haube nach unten, wurde die Glocke in eine Grube gesenkt und mit Lehm umgeben; besondere Formen an der Innen- und Außenwand erhielt die gesprungene Stelle, mit einer oberen Einguhöpfung. Der innere Raum der Glocke wurde mit Coals und Holzlohe bis an den Rand gefüllt, und das vermittelst eines Ventilators angefachte Feuer brachte das Metall der Glocke in zehnstündigem Brande auf den notwendigen Grad der Erhigung, die an der gesprungenen Stelle das Metall beinahe zum Schmelzen brachte. In dem ihm geeignet erscheinenden Augenblick führte der Glockengießer die inzwischen flüssig gemachte alte und neue Glockenbronze in die Öffnung ein; nach vierundzwanzigstündigem Erkalten wurde die Glocke herausgenommen und die Außen- und Innenflächen glatt gefeilt. Bei ihrem ersten Läuten am folgenden Tage gab sie einen reinen klaren Ton (h). Der ganze Hergang dauerte drei bis vier Tage und erforderte mit dem Herunter- und Heraufschaffen der Glocke einen Kostenaufwand von 360 M. unter zehnjähriger Gewähr des Gießers. Das Hauptaugenmerk des Glockengießers richtete sich darauf, das alte Metall in der Umgebung des Risses für die eingeführte Bronze ausnahmefähig zu machen, so daß das alte und das neue innig mit einander verschmilzt, und je weiter dieses Eindringen der einzelnen Moleküle in das alte Metall stattfindet — oft 10 bis 15 Centimeter — desto größer ist die Gewähr für die Dauerhaftigkeit der Glocke. —

Humoristisches.

— Daher, Gastwirt: „Es hat noch niemand so viel an meinem Wein auszuweisen gehabt, wie Sie, mein Herr.“
 Gast: „Das mag wohl sein, ich bin auch Kunstkritiker.“ —
 — Sonderbare Anknüpfung. „Wo haben Sie Ihre Frau kennen gelernt?“
 „Unterm Automobil!“ —
 — Passende Redensart. Pantoffelheld (sein braun und blau geschlagenes Gesicht im Spiegel betrachtend): „Die Geschichte wird mir jetzt doch bald zu bunt!“
 („Neggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— „Das Theater“ heißt eine neue illustrierte Halbmonatschrift, die vom 15. d. M. an im Verlage von Bruno Cassirer-Berlin erscheinen wird; die redaktionelle Leitung hat Christian Morgenstern übernommen. —
 — Goethes „Göz von Berlichingen“ wird im Schauspielhause neu einstudiert; Matkowsky spielt die Titelrolle. —
 — „Das Fest des Sankt Matern“ betitelt sich eine einaktige Komödie von Ernst Welisch, die von der Direktion des Lessing-Theaters zur Aufführung angenommen wurde. —
 — „Jenseits von gut und böse“, ein Schauspiel von Heinrich v. Poschinger und Anny Schaefer, wird noch in diesem Winter in Berlin erstmalig aufgeführt werden. —
 — Ein neues Stück von F. J. David „Der getreue Edhardt“ wird in diesem Winter am Deutschen Volkstheater in Wien seine Erstaufführung erleben. —
 — „Das große Geheimnis“, ein dreiaktiges Lustspiel von Pierre Wolff, wird am 12. September erstmalig im Dresdener Hoftheater in Scene gehen. —
 — Das Theater des Westens eröffnet am 12. September, unter der neuen Direktion Pralch, seine Wintersaison. —
 — Einen Preis von 1000 Mark (aus der Schleiden-Stiftung) hat die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Freiburg i. B. ausgeschrieben. Das Thema lautet: „Die Entwicklung der Selbstverwaltung im Frankreich des 19. Jahrhunderts“. Letzter Einlieferungstermin ist der 1. März 1905. —
 — Der Verband selbständiger öffentlicher Chemiker Deutschlands hält vom 27.—29. September d. J. in Hannover seine achte ordentliche Hauptversammlung ab. —